

## »Heimat, die ich meine«

Rede des Generalbevollmächtigten der Stiftung Schloss Neuhardenberg,  
Bernd Kauffmann, anlässlich der Preisverleihung und Ausstellungseröffnung  
des Brandenburgischen Kunstpreises am 5. Juli 2008

– es gilt das gesprochene Wort –

---

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Platzeck,  
sehr geehrter Herr Stötzer,  
sehr geehrte Frau Teutsch,  
sehr geehrte Frau Harder,  
sehr geehrte Wettbewerbsteilnehmerinnen,  
sehr geehrte Wettbewerbsteilnehmer,  
sehr geehrter Herr Mangelsdorf,  
sehr geehrter, lieber Herr Liebers,  
meine sehr geehrten Damen und Herren,

seien Sie herzlich zur Verleihung des Brandenburgischen Kunstpreises der Märki-  
schen Oderzeitung, zur Verleihung des Preises des Ministerpräsidenten und zur Er-  
öffnung einer Ausstellung mit ausgewählten Arbeiten, die zu diesem Wettbewerb  
eingereicht wurden, willkommen.

Ich hoffe, es ist in Ihrer aller Sinn, wenn ich meine Anmerkungen zunächst zurück-  
und ihnen einen Dank voranstelle.

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Platzeck, haben Sie meinen großen Dank, daß  
Sie trotz vieler anderer Pflichten heute der Weg nach Neuhardenberg ins Vorpol-  
nische geführt hat. Ich denke Ihre Anwesenheit zeigt weit mehr Engagement und  
Interesse, als die bloße protokollarische Erfüllung eines samstagsmorgentlichen come  
il faut es erfordert.

Natürlich mag das auch darin begründet liegen, daß Sie heute nicht nur als Landes-  
vater und als Schirmherr des Kunstpreises hier sind. Sie werden vielmehr heute  
»Ihren«, d.h. den Ehrenpreis des Ministerpräsidenten für ein Lebenswerk an einen  
Künstler verleihen und zwar in concreto an einen, der keinesfalls sein Schaffen  
eingestellt hat oder retrospektiv zu ehren wäre, sondern der vielmehr unablässig  
tätig ist – so daß Sie ihm eigentlich in ein paar Jahren bestimmt noch einen solchen  
Preis andienen könnten, denn was er schafft und erschafft, reicht für mehr als ein  
Leben.

Aber ich will Ihrer Laudatio in nichts vorgeifen. Nur zum Begriff »Lebenswerkpreis«  
noch eine kleine Sottise: Tilman Spengler, der Ihnen allen sicher bestens bekannte  
Schriftsteller, erzählte kürzlich bei unserer Kulturstaatsdebatte, daß er einen Preis

für's Lebenwerk erstmals im Alter von 25 entgegennehmen durfte, aus meiner Sicht eine etwas andere Interpretation des bekannten Satzes, daß das Leben kurz und die Kunst lang sei.

Nun sind Sie, lieber Werner Stötzer, zwar nicht mehr ganz 25, aber beileibe auch noch nicht alt genug, daß Sie sich zur Ruhe setzten oder gar Ihr Lebenswerk für abgeschlossen erklärten. Aber diese Sorge scheint mir, wenn ich Sie in den wenigen Jahren unseres Kennens richtig einzuschätzen gelernt habe, auch ganz und gar überflüssig zu sein.

Meine Damen und Herren, ein weiterer großer Dank gilt Ihnen, den Künstlerinnen und Künstlern, die, über zweihundert an der Zahl, Gemälde, Skulpturen und graphische Arbeiten eingereicht und der Jury vorgelegt haben. Jenseits künstlerischer Fähigkeit gehört auch immer ein gutes Stück Mut und Entschlossenheit dazu, sich von einer Arbeit zeitweise zu trennen und sie begutachten zu lassen. Seien Sie also herzlich bedankt für Ihr Engagement, Ihr Mittun und Ihre Courage – ohne all' dies säßen wir hier bzw. drüben in der Ausstellungshalle vor buchstäblich weißen Wänden.

Mein besonderer Dank und Respekt gelten dabei natürlich den drei Preisträgern und Preisträgerinnen und ihren Arbeiten, Ihnen, Frau Harder, Ihnen, Frau Teutsch, und auch in absentia Herrn Tembridis, der heute leider aus persönlichen Gründen nicht hier sein kann. Herr Mangelsdorf wird diese im doppelten Sinne ausgezeichneten Werke und ihre Schöpfer später nach der ministerpräsidentiellen Preiseloge an Werner Stötzer noch genauer vorstellen und würdigen.

Mein dritter großer Dank gilt der Jury, die, mit Kennerschaft und Wohlwollen ausgestattet, die eingereichten Arbeiten eingehend betrachtet und diskutiert und schließlich auch bewertet hat. Dieter Brusberg, Wolfgang de Bruyn, Sylvia Hagen, Frank Mangelsdorf, Brigitte Rieger-Jähner und befristet auch ich haben die Einreichungen bewundert, begutachtet und nach bestem Wissen und Gewissen die zu prämierenden und die auszustellenden Arbeiten ausgewählt.

Könnte ich mit zwei Stimmen synchron reden, wäre der folgende Dank schon ausgesprochen, denn eigentlich ist er hier fast zu spät angebracht: Dieser Dank gilt nämlich der Märkischen Oderzeitung, auf die nicht nur die Initiative dieses Preises zurückgeht, sondern die auch die Ermöglichung und Durchführung in Gang gesetzt und zu einem guten Ende gebracht hat: Lassen Sie mich hier, stellvertretend für manch' andere, Frank Mangelsdorf, den Chefredakteur, und Peter Liebers, Leiter des Ressorts »Kultur und Unterhaltung« sowie Berliner Kulturkorrespondenten dieser Zeitung, nennen, und, nicht zu vergessen, Monika Tschirner, die die Wettbewerbskoordination in Händen hatte.

Und wenn ich schon beim Danken bin, so gilt dieser im besonderen Maße auch Caroline Gille von der Stiftung, die mit hohem Wirklichkeitssinn, dienlichem Möglichkeitssinn und höchster Verblüffungsresistenz die Ausstellung realisiert hat. Und ebenso gilt er Frau Gommel von der Stiftung, ohne deren Einsatz vieles nicht möglich gewesen wäre.

Ein weiterer Dank geht an Tilmann Benninghaus, er hat für die Gestaltung des Plakats und des vorliegenden Katalogs gesorgt, in dem die präsentierten Arbeiten abgebildet und die Künstler in ihren Viten vorgestellt werden.

Ein allerletztes Dankeswort sei mir noch erlaubt: Es gilt Tobias Morgenstern, der sich mit seinem Akkordeon eben schon so wunderbar selbst vorgestellt hat. Herr Morgenstern, seien Sie herzlich bedankt dafür, daß Sie hier sind!

Und wenn nach Reden und Bepreisungen der letzte Morgenstern'sche Ton verklungen ist, erlauben wir uns, Sie zu einem kleinen Empfang einzuladen, damit Sie sich ein wenig stärken, bevor Sie unter das Angesicht der brandenburgischen Kunst treten.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, bitte erlauben Sie mir noch einige kurze Gedanken aus Anlaß dieser »Preisparade« zu formulieren, die ja auch deshalb stattfindet, weil wir heute den brandenburgischen Künstlerinnen und Künstlern die Ehre geben, ihnen unsere Reverenz erweisen und bewußt machen wollen, daß ein Land für sie auch Heimat sein will in einer Welt, die sich vielfach von ihren regional oder national tradierten Wurzeln zu lösen, zuweilen aufzulösen scheint.

Von dieser Sicht der Dinge mag auch das Jahresthema geprägt sein, das sich das regierungsamtlich so genannte »Kulturland Brandenburg« gesetzt hat. Es lautet: »Provinz und Metropole / Metropole und Provinz«.

Es mag dahinstehen, ob sich in solcher Themensetzung die eigene Melancholie eines Landes zwiespaltgesättigt im Schlagschatten eines Ballungsraums widerspiegelt oder sich eher die selbstbewußte Selbstvergewisserung des metropolenfreien, ehemals preußischen Kernlandes offenbart oder offenbaren soll.

Ballungsraum oder Peripherie hin, Melancholie oder Selbstbewußtsein her – eines läßt sich nicht leugnen: In der globalen Welt, die die einen als Menetekel und die anderen als produktiven Schneisenschlag verstehen, bleibt nichts, wie es einmal war.

Wir werden stetig mobiler, müssen mobiler sein, als alle Vorfahren es waren und unsere Lebensweise wird von ständigem Wandel begleitet. »Unterwegs« zu sein, gilt immer mehr als ein Zeichen von Lebendigkeit und Weltläufigkeit.

Wer sich die ökonomische Lage und die Anforderungen unseres »global village« und auch dieses Landes anschaut, wird nicht umhinkommen, vom beginnenden Zeitalter der »Jobnomaden« zu sprechen.

Nicht umsonst hat das »Manager Magazin« seinerzeit eine story über die nachwachsende Generation, die ihre Zukunft im Ausland sucht, »generation good-bye« betitelt. Gerade unter den Jüngeren ist zu beobachten: Das Job-Nomadentum nimmt zu. Alles beginnt, in Bewegung zu geraten. Das neue Lernziel ist die Flexibilität. Ein paar Möbel und das Laptop als tragbare Heimat, vielleicht für die Sentimentalen noch um ein Plüschtier und ein paar Familienfotos (auf dem Handyspeicher) ergänzt – und fertig ist das temporäre Heim, die temporäre Heimat, besser Heimstatt.

Antike Globalisierer, z. B. der große Marcus Tullius Cicero, haben es zu Zeiten des römischen Weltreichs knapp und kurz so ausgedrückt: »Ubi bene, ibi patria« – wo immer es mir gut geht, da ist mein Vaterland.

In der zeitgemäßen, der recovered version, wäre das nur leicht zu variieren: »Wo ich gut verdiene, wo mein Arbeitsplatz ist, da ist mein Vaterland, meine Heimat«, scheint sich der moderne Jobnomade zu sagen – oder doch eher sagen zu müssen. Denn den Takt und die Spur gibt ja nicht er vor, dafür sorgt das weltweit vagabundierende Kapital.

Was unbestritten droht, ist ein Verlust an Ortssinn, an Wurzeln, die den Menschen helfen, sich selbst zu definieren. Die globalen Nomaden verkünden gerne: Wir blühen, wo wir gepflanzt sind. Sie meinen, viele Heimaten, ja die ganze Welt zur Heimat haben zu können. Aber: Kann man wachsen, wenn man ständig umgepflanzt wird?

Ein solcher Job-Nomadismus scheint allerdings kaum den Weg ins gelobte Heimatland der Zukunft zu verheißen, sondern entpuppt sich wohl eher als die zeitgemäße Variante der »road to nowhere« samt anschließendem »lost in translation«. Vielleicht wäre dem, freilich etwas hilflos, mit der althergebrachten russischen Spruchweisheit zu be- und entgehen. »Wer sich überall zu Hause fühlt, der ist nirgends daheim.«

Wenn aber auf Dauer keine langfristigen Bindungen und Verbindungen mehr entstehen, scheint das kurzatmige Agieren vorprogrammiert. »Drift« nennt Richard Sennett dieses Verhalten. Und »driften« bedeutet Außengeleitetheit, Heimatlosigkeit, die auch nicht durch politische Pathosfloskeln oder durch sächsisch-anhaltinische memory-pakete an die Abgewanderten wettgemacht werden kann.

Wie kommt also eine Gesellschaft wachsender Außengeleitetheit mit der Beschleunigung, mit wachsender Mobilität und mit der Abwanderung aus der Peripherie zurecht? Ersetzt das jeweils Neue bald das Wesentliche; liegt die künftige Stärke unserer Spezies bald in der Schwäche der Bindungen? Wäre es zum guten Ende ehrlicher, statt den – zugegeben vagen, unscharfen – Begriff »Heimat« zur leeren Worthülse zu degradieren, ihn lieber gleich zu entsorgen und als Basis des postmodernen Menschen seine künftige Heimatlosigkeit zu konstatieren? Wohl dem, der keine Heimat hat? Schöne neue Welt?

Eines jedenfalls ist sicher: Die Grenzen, Grundmuster und Blaupausen von dem, was Heimat war, sind Erosionsprozessen von oben und von unten ausgesetzt. Während Europa von oben die nationalen Grenzen abbaut, um mit undurchschaubaren bürokratischen Netzwerken eine Supranation, eine Supraheimat zu bilden, verändern Immigranten die alten kulturellen Entitäten von unten.

Womit wir uns dem Begriff nähern, der herkömmlicherweise »Kultur« genannt zu werden pflegt und der gewissermaßen der Bindekitt des Heimatlichen ist.

Denn in dem, was Heimat ist, liegt auch immer das Zeugnis einer Zivilisation und Kultur geborgen, die aus Geschichte, Erinnerung, Überzeugung und symbolischem Handeln ihren Zusammenhalt gewinnt. Nicht angelesene Informationen sind der Stoff der Kultur, sondern Lebensform, Sprache, Zeichen der Erinnerung, gewissermaßen das Zuhause sein im Selbstverständlichen. Dieses »Zuhause sein« aber, die

Heimat, samt ihrer kulturellen Wurzeln, scheint kein Dach, kein Obdach mehr zu bieten. Jetzt droht der Kult der Geschwindigkeit, der rastlosen Innovation und der permanenten Unterhaltung zum Leitmedium eines phobisch angetriebenen Menschen zu mutieren, der nichts mehr fürchtet als die schöpferische Ruhe, und dem nichts mehr verhaßt ist als die Geduld.

Wird also Goethes geniale Wortschöpfung »veloziferisch«, die melancholische Zusammenführung von »velocitas« (Geschwindigkeit) und »Luzifer« (Teufel), zum Signum unserer Zeit?

Manövriert sich der hybride Mensch in eine Steppe der Heimatlosigkeit, wo menschliche Arbeit, Kommunikation, besser Gemeinschaft und menschliche Wertekategorien wiederum von vorne beginnen und neu verstanden, organisiert und neu vereinbart werden müssen? Bewegung also überall?

Nach dem Bewegungsgesetz einer arbeitsteiligen Industrie- oder Kommunikationsgesellschaft jedenfalls ist der Mensch immer das treibende Element und bleibt doch zugleich in ihrem Getriebe der altmodischste Bestandteil. Das heißt, der Mensch trägt für immer das Schicksal, Fremdling zu sein am Horizont von Modernität und Innovation, obwohl er sie selbst geschaffen hat. Wie sagt Goethe? »Der Mensch lebt vorwärts, aber er versteht rückwärts.«

Womit wir bei der Erinnerung sind, jenem – aus meiner Sicht – Scharnier all dessen, was wir Heimat nennen.

Denn nie könnten wir Heimat haben, nie könnten wir uns Heimat sein, ohne »auch im Rückwärtigen, in der Herkunft – ob schön oder schrecklich – behaust, zu Hause zu sein.«

Deshalb ist es sehr wichtig, das zu beherzigen, was Jorge Semprun, dem ich seit langem sehr verbunden bin, einmal sinngemäß gesagt hat: Eine der wirksamsten Möglichkeiten, der Zukunft eines Gemeinwesens einen Weg zu bahnen oder es zu erhalten, besteht darin, unsere Vergangenheit miteinander zu teilen, unser gemeinsames Gedächtnis und unsere Erinnerungen – unbeschadet der privaten und persönlichen – zu einen.

Ein Gemeinwesen aber, das sich auf kein »Wir-Gefühl« mehr stützen kann, das über »public-viewing-Nächte« samt Wirkungstrinken und automobilen Außenbeflaggungen nicht hinausgreift, ein Gemeinwesen, das Mutter, Sprache, Vater, Land nur schwerlich buchstabieren kann, ein Gemeinwesen, das mangels eigenen Selbstverständnisses mit dem Fremden ängstlich fremdelt, depraviert am Ende nur zur Freihandelszone und zum lauten und leeren Marktplatz eines Denglischstotterns der Beliebigkeit.

Vielleicht, meine Damen und Herren, ist dieser Brandenburgische Kunstpreis, dem sich in diesem Jahr der Preis des Brandenburgischen Ministerpräsidenten für ein Lebenswerk hinzugesellt, eine Geste und ein kleines, aber deutliches Zeichen an die Künstlerinnen und Künstler, daß ihr Landesvater, eine große Zeitung, eine Stiftung und die Menschen ihrer brandenburgischen Heimat es als Ehre und Glück empfinden, sie, die Künstler, bei sich zu wissen, weil sie mit ihren in schöpferischer

Konzentration entstandenen Arbeiten das Profil einer Region gänzlich unveloziferisch schärfen und damit die Identität seiner Menschen kenntlicher machen, die an der Peripherie eines Ballungsraums leben, aber alles andere als peripher sind.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit und darf nun den Herrn Ministerpräsidenten um sein Wort und seine Ehrung Werner Stötzers bitten.